

Leseprobe © Verlag Ludwig

Briefe eines jungen Soldaten
von 1941 bis 1945

Leseprobe © Verlag Ludwig

Leseprobe © Verlag Ludwig

Briefe eines jungen Soldaten
von 1941 bis 1945

herausgegeben von
Helmut Hinrichsen und Karin Hinrichsen

Leseprobe © Verlag Ludwig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Bildrechte:

Fotos: bei den Herausgebern

Karten, S. 262:

Übersichtskarte: David Liuzzo (Eigenes Werk) [GFDL (<http://www.gnu.org/copyleft/fdl.html>), CC-BY-SA-3.0 (<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>)
oder CC BY-SA 2.0 de (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/de/deed.en>)],
via Wikimedia Commons

Kessel von Demjansk: Memnon335bc [CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>) or GFDL (<http://www.gnu.org/copyleft/fdl.html>)], via Wikimedia Commons

© 2018 by Verlag Ludwig

Holtener Straße 141

24118 Kiel

Tel.: 0431-85464

Fax: 0431-8058305

info@verlag-ludwig.de

www.verlag-ludwig.de

Satz & Layout: Inge Schumacher

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-86935-341-8

Inhalt

Kurzbiographie	6
Zum Geleit	
Ein Brief von Uwe Hinrichsen	7
Einleitungen	
Helmut Hinrichsen	10
Karin Hinrichsen	13
Die Familie Hinrichsen	16
Briefe von Uwe Hinrichsen	
1941	18
1942	56
1943	121
1944	165
1945	227
Historischer Abriss	238
Dokumente	245
Fotos	263



Kurzbiographie

Uwe Hinrichsen (1922–2014)

Geboren am 16. Juni 1922,
im Alter von 19 Jahren eingezogen,
Kriegseinsatz in Russland bis Anfang 1944,
mit 21 Jahren verwundet durch Granatsplitter,
danach Einsatz an der Westfront,
1945 Kriegsgefangenschaft,
später Pädagogikstudium in Kiel,
Musik- und Deutschlehrer an einer Realschule,
mit 62 Jahren als Konrektor in Pension,
unverheiratet,
gestorben am 21. November 2014.

Zum Geleit

Ein fiktiver Brief von Uwe Hinrichsen

Liebe Leserinnen und Leser,

ich hatte nicht gedacht, dass ich so alt werde. Zweiundneunzig Jahre! D.h., eigentlich lebe ich ja gar nicht mehr. Ich bin nämlich 2014 im November gestorben. Ich hatte mir in den letzten Jahren immer gewünscht, zu Hause in meinem Sessel zu sterben. Einfach da sitzen und einschlafen. Das hat zwar nicht ganz geklappt, aber immerhin habe ich nicht im Krankenhaus oder sogar irgendwo auf der Straße Abschied genommen.

Dieses Schicksal hätte mich allerdings beinahe in ganz jungen Jahren ereilt. Aufgewachsen in der Zeit des Erstarkens der nationalsozialistischen Euphorie, die ich einfach unkritisch mitmachte, war ich nach dem Abitur 1939 noch zu jung, um Soldat zu werden. So hatte ich als sogenannter »junger Mann« fast ein Jahr auf einem Bauernhof zu arbeiten. Ich war aber zum Landwirt nicht besonders geeignet und musste mich ordentlich quälen. Besonders mit den Pferden hatte ich es nicht gut. So war ich denn im Grunde auch nicht gerade unzufrieden, als ich noch ein Jahr im Büro der Gemeinde eingesetzt war und schließlich mit 19 Jahren eingezogen wurde. Es gab eine kurze Grundausbildung und dann ging es nach Osten. Ich war als Funker eingesetzt und hatte somit direkt vorn an der Front zu tun. Dort erwischte mich mit 21 Jahren ein Granatsplitter. Das ist so ein Bruchstück von einer Granate aus Stahl, splitterig und scharfkantig. Dieser Granatsplitter riss viel Fleisch weg, hatte aber zum Glück kein lebenswichtiges Organ getroffen.

Leseprobe © Verlag Ludwig

So hängt das Leben manchmal von einem halben Zentimeter ab. Wäre ich noch einen kleinen Schritt weitergegangen, hätte es mit den zweiundneunzig Lebensjahren nicht geklappt.

Meine beiden Brüder Helmut und Willi hatten nicht so viel Glück, sie ließen in diesem Krieg ihr Leben.

Ich bin wie meine Brüder und die anderen Jungen in diesen Krieg gezogen und habe mir damals nicht allzu viele Gedanken gemacht. Ich war jung und tat, was von mir erwartet wurde. Die politischen Hintergründe konnte ich erst sehr viel später verstehen und ein geschichtliches Bewusstsein entstand erst, als ich schon Lehrer war. Da war es allerdings im Grunde ein bisschen zu spät.

Den Krieg habe ich wohl deshalb so gut überstanden, weil mich mein Interesse für Kultur aufrechterhielt. Musik, Literatur und Kunst beschäftigten mich ständig. Immer versuchte ich, meinem eigenen Anspruch auf Bildung gerecht zu werden. Das Schicksal bewahrte mich vor sehr vielen Grausamkeiten dieses Krieges. So konnte ich trotz der Verletzung relativ heil und gesund den Feldzug nach Osten und dann auch nach Westen überstehen. Auch die Gefangenschaft bei den Amerikanern dauerte nicht lange und ich konnte bald mein Lehrerstudium in Kiel aufnehmen.

An meiner ersten Lehrerstelle brachte mir eine alte Frau eine Sichtweise bei, die mir später durch mein ganzes Leben geholfen hat. Diese Frau wirkte auf mich immer so sonderbar zufrieden, dass ich sie eines Tages fragte, was der Grund dafür sei. Sie sagte: »Scholmeister, du musst naa neeren kieken und nich naa baaben. (Schulmeister, du musst nach unten schauen und nicht nach oben.)« Das habe ich sofort verstanden. Es gibt immer Menschen, die es noch schlechter haben als man selbst und man kann darum mit dem zufrieden sein, was man hat. Neid macht nur krank und unzufrieden. Sie sprach damit aus, was ich eigentlich schon wusste und was mir, mehr oder weniger noch unbewusst, über diese entbehrungsreichen Kriegsjahre hinweggeholfen hat.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Später machte ich mit Freuden meinen Dienst als Lehrer und vermied es, über die Kriegseignisse zu sprechen. Ich wollte mich ganz auf meinen kulturellen Auftrag konzentrieren und es gelang mir, so die schlimmen Kriegszeiten zu verdrängen.

Die Feldpost hatte meine Mutter gesammelt und mir kurz vor ihrem Tode überlassen. Ich habe sie nicht noch einmal gelesen. Aber ich habe sie auch nicht weggeworfen. Wenn sie jetzt gesammelt fremden Menschen zugänglich gemacht wird, entspricht das keineswegs meinem ausdrücklichen Wunsch. Ich habe aber auch nichts dagegen. Es steht darin nichts, was ich verbergen möchte. Die Briefe zeigen nur meine jugendliche Unbedarftheit. Und weil ich glaube, dass es damit nicht nur mir so gegangen ist, könnte ich mir denken, dass dadurch dem Bild vom »typischen Nazi-Soldaten« noch ein anderer Aspekt hinzugefügt werden kann.

Ich glaube, ich war ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Uwe Hinrichsen

(vom Neffen Helmut Hinrichsen geschrieben)

Einleitungen

I

Ich bin der Neffe von Uwe Hinrichsen, Sohn seines jüngeren Bruders Dieter. Meinen alten Onkel habe ich über viele Jahre bis zu seinem Tod begleitet und versorgt. In den vielen Gesprächen, die wir über die Jahre hin hatten, war es schwer, tiefer auf seine Erlebnisse im sogenannten »Dritten Reich« und den Krieg einzugehen. Gerne hätte ich mehr von ihm erfahren. Aber genauso wie mein Vater und viele andere seiner Generation wollte er diese alten Zeiten nicht mehr gerne berühren.

Uwe hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, negativen Gedanken aus dem Weg zu gehen und sich am Positiven zu orientieren. Ob es also doch Traumatisches in seinem Leben gegeben hat, konnte ich nicht ergründen. Ich habe den Eindruck, dass viele Menschen seiner Generation nicht die Kraft und auch nicht die Anleitung gehabt haben, ihre Erlebnisse zu reflektieren und kritisch zu durchleuchten.

Mein ganz subjektiver Eindruck in den vielen Jahren der Begegnungen mit meinem Onkel war jedenfalls, dass dieser Mann nichts von einem Nationalsozialisten und schon gar nichts von einem Fanatiker an sich hatte.

Als ich nach seinem Tod die gesammelte Feldpost in seinem Nachlass fand, vertiefte ich mich zum ersten Mal in seine Kriegsgeschichte. Er erschien mir dabei einerseits im Persönlichen selbstsicher, auf der anderen Seite im Hinblick auf politische Fragen wenig kritisch. Nur an wenigen Stellen kam eine seltsam aufgesetzte, positive Stimmung dem »Führer« gegenüber zum Vorschein.

Leseprobe © Verlag Ludwig

In der Abfolge der Briefe lässt sich ganz gut die seelische Entwicklung eines jungen Menschen in diesen Kriegsjahren nachvollziehen. Anfangs noch ganz einfach strukturiert, zeigt sich im Laufe der Jahre ein Reifungsprozess, der ihn zunächst etwas kritischer auf die Verrohung der Soldaten in seiner näheren Umgebung blicken lässt. Gleichzeitig bemüht er sich, eine eigene Perspektive zu entwickeln. Er erwartet von sich selbst Aufrichtigkeit, Einsatzbereitschaft und so etwas wie Edelmut; Qualitäten, die auch in der Propaganda der Nazis auftauchen. Er glaubt, diese Werte in einigen Vorgesetzten zu finden, und nimmt sich diese zum Vorbild. Obwohl sein inneres Ringen in den Briefen deutlich wird, kommt es an keiner Stelle zu einer wirklichen Hinterfragung des ganzen Krieges oder des nationalsozialistischen Systems.

Ganz besonders deutlich wird sein inneres Ringen in dem Geburtstagsbrief vom 23. November 1944 an seine Mutter. Hier reflektiert er seine ganze Lebenssituation und spart nicht an Kritik gegenüber seinem Umfeld, stellt aber für sich fest: »Eine edle und vornehme Haltung bei aller Bescheidenheit und Zurückhaltung, das ist mir das Erstrebenswerte.«

Ich finde es bedenkenswert, dass er die Kesselschlacht von Demjansk nur vage beschreibt, obwohl dies eine der dramatischsten Schlachten im ganzen Krieg war. Die ihm wegen seiner Verletzung überreichte Urkunde zeigt jedoch eindeutig, dass er dabei gewesen ist. Wollte er seine Eltern nicht beunruhigen? Durfte er gar nicht darüber schreiben? Wollte er sich selber vor der Erinnerung daran schützen?

Weil man davon ausgehen muss, dass es auch bei der Feldpost eine Art Zensur gegeben hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob es in seinem Inneren doch Zweifel gegeben hat. Formuliert hat er sie an keiner Stelle. Als er jedoch die Militärschule in Groß Born absolviert, ist eine Veränderung zu verbuchen. Es entsteht der Eindruck, dass er in irgendeiner Form indoktriniert wurde. Seine Formulierungen sind mit einem Mal fanatischer und er benutzt plötzlich Ausdrücke in dem typischen Jargon der damaligen Propaganda. Er schreibt von großen Reserven und vom Glauben an den Sieg. Was mag da mit ihm geschehen sein?

Leseprobe © Verlag Ludwig

Lehnt er anfänglich Trinken und Rauchen strikt ab, so gleicht er sich offenbar immer mehr den Gewohnheiten der anderen an und bejaht schließlich die Bedeutung von Alkohol und Nikotin (31. Januar 1945). Allerdings nimmt er das im nächsten Brief gleich wieder zurück. Uwe hat jedoch später viele Jahre stark geraucht und auch überhaupt nicht abstinenter gelebt.

Wegen der Geschlossenheit der Briefe und gerade wegen des von mir als »normal« empfundenen Inhalts, entschloss ich mich, seine sieben Jahre jüngere Schwester Karin Hinrichsen zu bitten, die in deutscher Schrift geschriebenen Briefe auf den Computer zu übertragen, um sie dann mit ihr gemeinsam der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das schreckliche Geschehen in dieser dunklen Zeit deutscher Geschichte bedarf auch weiterhin der Aufarbeitung.

Wenn allgemeine Umgangsformen sich unter dem Deckmantel der Normalität in die Gesellschaft einschleichen und dann nicht mehr hinterfragt werden, ist es höchste Zeit, sich auch mit dieser Normalität auseinanderzusetzen. Wenn jemand sein Gewissen mit der Meinung der Masse beruhigt hat, wenn er Keime des Zweifels sofort unterdrückt, um nur ja nicht aufzufallen, ist ein strengeres Urteil zu fällen, als wenn jemand aus jugendlicher Naivität noch zu keiner kritischen Haltung fähig ist. Es gilt, genau hinzusehen und im einzelnen Fall zu beurteilen, ob es sich um Mitläufertum handelt. Jede kritische Haltung sollte dazu führen, sich selbst zu fragen, was denn wohl richtig gewesen wäre. Was ich selbst getan hätte, weiß ich nicht mit Sicherheit. Welche Alternative mein Onkel, seine Brüder oder seine Eltern hatten oder hätten nutzen sollen, weiß ich allerdings genauso wenig.

Möge der Leser die Inhalte der Briefe prüfen und sich die Antworten dann selber geben.

Helmut Hinrichsen
Oktober 2017

II

Für Uwe.

Als ich ein Jahr nach dem Tod meines Bruders Uwe überraschend von der Sammlung seiner Briefe an unsere Mutter erfuhr, tauchten alle Erinnerungen an die Zeit des Krieges auf. Ich war zehn Jahre alt. Einen Tag vor meinem Geburtstag im August 1939 erfuhren wir, dass Willi, der in Lübeck seinen Wehrdienst absolvierte, mit seinem Regiment nach dem Osten sollte. Seine erste Feldpostnummer lautete »29 8 39«. Ein denkwürdiges Datum, mein Geburtstag. Es war ein trauriger Geburtstag, denn unsere Eltern ahnten wohl, dass der Krieg bevorstand. Von meinen sieben Brüdern wurden nacheinander sechs in den Krieg geschickt. Zwei sind gefallen, aber allen wurden mehrere Jahre ihres jungen Lebens geraubt.

Die Briefe von Uwe sind alle auf vergilbtem Papier, überwiegend mit Bleistift und in alter Sütterlinschrift abgefasst, die ich noch heute gut beherrsche. So bin ich gern dem Wunsch meines Neffen gefolgt, die Sammlung in eine heute für alle lesbare Schrift zu übertragen. Das war mühseliger, als ich dachte. Das lag nicht allein an den zum Teil undeutlichen Dokumenten. Vielmehr war es für mich aufregend und erschütternd zugleich, was Uwe und all die anderen jungen Menschen in den Jahren erlebt – oder soll ich sagen: ertragen – haben.

Und wie sah es zu Hause aus? Wir fuhren frühmorgens mit einem Postbus oder mit dem Fahrrad in das ca. 9 km entfernte Gymna-

Leseprobe © Verlag Ludwig

sium. In der Schule wurde von den etwa 350 Schülern vor allem Fleiß und Gehorsam erwartet. Unser junger Klassenlehrer, den wir sehr mochten, wurde bald wie viele andere Lehrer eingezogen. Der Montagmorgen war auf dem Schulhof mit einem Fahnenappell zu beginnen, den der Direktor leitete. Beim Absingen des Horst-Wessel-Liedes mussten wir die ganze Zeit strammstehen und mit ausgestrecktem Arm – dem sogenannten Hitlergruß – ausharren. Wenn man Glück hatte, konnte man den Arm auf der Schulter des Vordermannes abstützen. Es dauerte nicht lange, da tauchten die Namen von gefallenem früheren Schülern auf; ein bedrückendes Gefühl.

Wir waren fast alle Mitglieder der Hitlerjugend, die Jungen im Alter von 10 bis 15 Jahren im Jungvolk, die Mädchen als Jungmädels. Einmal in der Woche hatten wir Dienst, gewöhnlich am Samstag. Dann musste uns die Schulleitung frei geben. Ich avancierte in der Zeit bald zur Schaffführerin, später zur Scharführerin und gegen Ende des Krieges zur Gruppenführerin. Im Dienst wurde gemeinsam gespielt, gebastelt oder gesungen. Daran hatte ich besondere Freude, und ich konnte durch die Teilnahme an Chorleiterschulungen viel für meine spätere Tätigkeit als Landjugendberaterin lernen.

Ab 1944 wurde unsere Schule Lazarett. Wir holten zweimal in der Woche Schulaufgaben ab und legten die erledigten Hausarbeiten vor. Als im Mai 1945 die englischen Truppen einmarschierten, war der ganze Spuk mit einem Mal vorbei. Und wir erfuhren von all den Grausamkeiten, die sich fernab von uns ereignet hatten.

Ich hatte Glück, dass ich gerade noch rechtzeitig, nämlich im Alter von 16 Jahren, den Unfug der verführerischen Jugendarbeit richtig einzuschätzen lernte.

Von den neun Kindern meiner Eltern waren nur mein jüngster Bruder und ich zu Hause. Die Rückkehr der noch im Krieg eingesetzten Brüder zog sich mehrere Monate und Jahre hin.

Mit diesen wenigen Einblicken in mein Leben möchte ich zeigen, wie sehr mir daran liegt, dass die Briefe von Uwe bekannt werden.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Als er 1945 im Spätsommer nach Hause kam, haben wir beide sehr Anteil genommen an dem Wirken des anderen. Erst jetzt merkte ich, wie viel ich von meinem um sieben Jahre älteren Bruder lernen konnte, und er auch sicher von mir. Unsere gemeinsamen Interessen an Musik, Literatur und Kunst haben das ganze Leben bereichert. Daneben hatten wir beide das Bedürfnis, unseren Eltern, die ihre letzten Lebensjahre bei mir im Rheinland wohnten, Ehrfurcht und Fürsorge zukommen zu lassen: Ihnen verdanken wir letztlich unser Dasein und durch ihr Vorbild eine positive Lebenseinstellung.

Karin Hinrichsen
November 2017

Die Familie Hinrichsen

Leseprobe © Verlag Ludwig

Die Eltern

Hans Jakob Hinrichsen (1888 - 1969)

1888 am 1. Oktober geboren,
Lehre als Maurer und Zimmermann im väterlichen Betrieb, Besuch
des Lehrerseminars in Tondern, dort Begegnung mit seiner späteren
Frau, im Ersten Weltkrieg verwundet und Gefangenschaft in Frank-
reich, nach dem Examen erst in Nordschleswig und dann in Ost-
holstein als Leiter einer Dorfschule tätig, nebenbei Bewirtschaftung
von drei Hektar Schulland: zwei Kühe, Schweine, Geflügel, großer
Garten, Selbstversorger, achtzig Bienenstöcke,
1969 am 25. Oktober in Oberdollendorf am Rhein gestorben.

Die Geschwister

Hans (1914-1974)

1914 am 10. Januar geboren,
1939 nach abgeschlossener Lehrerausbildung
zum Militär eingezogen, 1941-1945
Russlandfeldzug, 1948 Rückkehr aus
russischer Gefangenschaft, später
Realschullehrer in Westerland auf Sylt,
1974 am 6. Oktober gestorben.

Helmut (1919-1941)

1919 am 7. November geboren,
1939 zunächst Einsatz im Westen,
1941 am 19. August in Russland
durch Scharfschützen gefallen.

Willi (1921-1943)

1921 am 17. März geboren,
1939 Einmarsch in Polen, 1941 bis zur
Verwundung im November 1942 im
Russlandfeldzug, 1943 am 28. November
im Feldlazarett Gumbinnen gestorben.

Uwe (1922-2014)

1922 am 16. Juni geboren, 1941 nach der
Grundausbildung in Russland eingesetzt,
zweimal verwundet, mehrjähriger
Fronteinsatz in Russland, dazwischen
»Kriegsschule« in Verden, Nordfrankreich,
Rendsburg und Groß Born, 1945 im Januar
an die Westfront und dort am 24. März
gefangengenommen, im Sommer entlassen,
2014 am 21. November gestorben.

Inge (1923 -1985)

1923 am 24. September geboren,
verheiratete Schümann, führte mit ihrem
Mann eine Klempnerei und Installation
in Heiligenhafen,
1985 am 4. April gestorben.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Marie Hinrichsen

geb. Nicolaysen (1890–1967)

1890 am 30. November als Tochter eines Tischlermeisters in Tondern geboren, Hausfrau und Mutter, neun Kinder, Versorgung der großen Familie, 1967 am 18. Januar in Oberdollendorf am Rhein gestorben.

Beide Eltern stammten aus Nord-schleswig im Raume Tondern und sprachen neben Deutsch fließend Dänisch. Nach der »pro-dänischen Abstimmung« 1922 zogen sie nach Schleswig-Holstein, wobei der gute Kontakt zur Familie in Dänemark bestehen blieb.

Die unverheiratete jüngere Schwester der Mutter, Tante Didde, lebte zwanzig Jahre mit im Haushalt.

Dieter (1925–1995)

1925 am 13. Juni geboren, 1943 im Frühjahr sogenanntes »Notabitur«, Medizinstudium in Prag bis zum Physikum, danach Feldunterarzt bis Kriegsende, 1945 über Dänemark ohne Gefangennahme zu Fuß nach Hause zurück, Beenden des Medizinstudiums in Kiel, bis 1993 Landarzt in Schleswig-Holstein, 1995 am 5. April gestorben.

Harro (1927–2016)

1927 am 24. April geboren, landwirtschaftliche Ausbildung in Weißenau bei Gnesen, als 17-Jähriger zur Waffen-SS beordert, verschiedene Kriegeinsätze in Süd-Ost-Europa, Ende 1945 nach abenteuerlicher Flucht erst aus russischer, dann aus amerikanischer Gefangenschaft Rückkehr nach Hause, 1952 ausgewandert nach Schweden, 2016 am 20. Februar gestorben.

Karin (1929–)

1929 am 29. August geboren, während der Schulzeit von Ostern 1939 bis August 1945 in der »Hitlerjugend«, danach Berufsausbildung zur Hauswirtschaftsleiterin, 1957 Staatsprüfung für das Lehramt der landwirtschaftlichen Haushaltskunde, 1958 bis 1962 Landjugend-Beraterin bei der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein, 1962 bis 1980 Landjugend-Beraterin beim Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in Bonn, 1980 bis 1992 Leiterin der Landfrauenschule Hademarschen in Schleswig-Holstein.

Hartwig (1930–2014)

1930 am 23. Dezember geboren, bis 1995 Lehrer in Bremerhaven, 2014 am 10. Juni gestorben.

Briefe von Uwe Hinrichsen

1941

Einsatzort, den 12. Mai 1941

Liebe Mutter!

Zu deinem Ehrentag die herzlichsten Glückwünsche! Wir liegen hier nach wie vor ruhig in unserem Dörfchen. Nun wird es endlich wärmer und man merkt, daß der Mai gekommen ist. Die Tage, besonders die Sonntage werden immer schöner, ja man merkt gar nicht, daß man hier in Feindesland liegt. Mit den vielen Lebensmitteln und Süßigkeiten scheint es hier nun leider aus zu sein. Es ist äußerst schwierig, hier noch so etwas zu bekommen. Hier mit diesem Brief schicke ich dir noch eine Aufnahme von mir, damit du auch einmal ein Bild von mir als Soldat hast.

Soeben haben wir die tolle Geschichte mit Rudolf Heß im Radio gehört, zwar nichts genaues, aber es ist doch eine willkommene Gelegenheit, allerlei zu kombinieren und zu rätseln. Überhaupt das Gerüchtemachen blüht hier äußerst sehr. In dem Maße habe ich das überhaupt noch nicht erlebt. Ist aber schließlich kein Wunder, denn wir haben alle das Besatzungsleben mehr oder weniger.

Ein paar andere Bilder schicke ich noch mit. Am liebsten möchte ich mir selbst einen Fotoapparat kaufen, ich muß nur erst das Geld zusammenhaben. Fast jeder in der Kompanie hat einen Apparat, und man kann hier Bilder machen.

Leseprobe © Verlag Ludwig

Neuerdings haben wir weniger Geld bekommen. Das haut tüchtig auf den Zeiger, denn wenn man jeden Tag ausgehen kann, kommt man leicht in die Verlegenheit, Geld auszugeben.

Von Hans habe ich noch gar nichts gehört solange ich hier bin. Die Bremer haben mir kürzlich geschrieben. Da wird ja bös bombardiert, ebenso in Hamburg.

Wir haben viele aus den Städten, die ständig solche Nachrichten bekommen.

Und nun herzlich Grüße an euch alle.

Dein Uwe.

Rußland, den 14. Mai 1941

Liebe Eltern!

Gestern kam euer Brief vom 1. Mai und Karins vom 1. Mai. Auch Lateinbrief Nummer sieben ist inzwischen eingetrudelt. Vielen Dank für die Zigaretten und das Reclamheft.

Nun steht Pfingsten vor der Tür, und endlich will es Sommer werden. Es ist heute ein herrlicher Abend wie bei uns im Juni. So eine laue Luft, die Lerchen singen, die Schwalben zwitschern, im Wald ruft der Kuckuck und die Frösche quaken. Ein Abend wie geschaffen zum besinnlichen Spazierengehen. Schade, daß mein Kamerad, von dem ich schon schrieb, nun aus meinem Trupp herausgekommen ist. Er ist zwar noch in der Kompanie, aber ich bin nun doch nicht mehr ständig mit ihm zusammen. Wir verstehen uns ausgezeichnet. Er kommt übrigens auch aus unserer Gegend, von Laboe, während die meisten unserer Kompanie Hamburger und auch Ostfriesen sind.

Gerade höre ich trotz Verbots im Radio ein herrliches Konzert. Das brauche ich doch zur inneren Erbauung und Erhöhung meiner Lebensfreude, genauso wie gute Bücher. Ohne Kultur, der ich im Stillen diene, wäre mir der Aufenthalt in Rußland unerträglich. Ich kann ganz gut verstehen, daß so manchem das Leben hier bis zum Halse steht, weil er stets nur oberflächliche Lust und Zerstreuung kannte.